

Leseprobe

Thomas von Steinaecker

Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen.

S. Fischer Verlag

Frankfurt 2012

ISBN 978-3-10-070408-5

S. 7-15, 109-113, 176-177, 386-389



Am Morgen meines ersten Arbeitstages in München, der 01. Oktober 2008, blieb ich irritiert im Untergeschoss der U-Bahnstation Nordfriedhof vor den Treppen stehen, die an die Oberfläche führten. Dort, wo die Überdachung endete und damit auch die Wärme, die sich in den unterirdischen Räumen wie eine Erinnerung an den Sommer hielt, bedeckte ein feiner Film aus Schnee die Stufen. Seit für die Region Wetteraufzeichnungen existieren, war es erst ein, zwei Mal zu einem so plötzlichen Kälteeinbruch gekommen. Außerdem hatte, wenn mir mein Gedächtnis keinen Streich spielt, die RTL-Wetterfee, bei der ich mich immer fragte, ob ihr blondes Haar auch in natura so dezent matt glänzt oder ob es sich um einen digitalen Effekt handelt, leichte Bewölkung vorhergesagt, nicht jedoch Regen, geschweige denn Schnee. Als ich eine halbe Stunde zuvor meine Wohnung in der Maxvorstadt verlassen hatte, war es zwar stürmisch gewesen – irgendetwas zwischen Windstärke vier und fünf, schätze ich –, aber trocken. Bei feuchtem Belag ist das Treppensteigen mit 7-cm-Absätzen beschwerlich.

Die »Gala« sagt: »Mörder-High-Heels ruinieren Victoria Beckhams Gesundheit.« Angela Braly, geborene Fick, Geschäftsführerin von WellPoint Inc.-Versicherungen und laut Forbes die aktuell fünfmächtigste Frau der Welt, sagt: »After all I am still a woman, what do you think?« Ellen von Unwerth, Starfotografin, sagt: »The higher the heel, the better I feel.« Meine beste Freundin Lisa Miller sagt: »Nicht klagen, tragen.«

Draußen herrschte eine von den Straßenlaternen und den Lichtern in den umliegenden Gebäuden ungesund orange eingefärbte Dämmerung, durch die Flocken wirbelten. Auf der anderen Seite des Mittleren Rings bemerkte ich eine Trauergemeinde. Vor den Mauern des Friedhofs, hinter denen die schwarzen Flügel der Engelsstatuen und Kreuze hervorragten, gingen circa dreißig Frauen und Männer in langen dunklen Mänteln und mit gesenkten Häuptern eng beisammen. Es war mir, als könnte ich ihren Schmerz spüren, der in mir, ohne dass ich es kontrollieren konnte, die Erinnerung daran auslöste, wie ich selbst vor wenigen Monaten, im Juli, nur ein paar Kilometer entfernt, in einer kleinen Aussegnungshalle gestanden hatte. Doch dann steuerten die vermeintlich Trauernden nicht auf die Kapelle zu, sondern auf das Business-Towers-Areal einige Straßen weiter. Sie waren auf dem Weg zur Arbeit wie ich.

Alle vier Sekunden geschieht in Deutschland ein Unfall. Über 39% aller Knochenbrüche in den westeuropäischen Ländern ereignen sich bei Neuschnee. Angesichts der Größe der Gruppe standen die Chancen somit nicht schlecht für ein plötzliches Ausgleiten, eine unsanfte Landung, eine kostspielige Fraktur. Und wenn es hier keinen traf, dann jemanden in der Nähe, genau jetzt, mit Sicherheit. Es würde passieren. Es passierte.

Düster und trutzig erhoben sich über den Dächern der Flachbauten und den Baumwipfeln die HighLight-Towers mit ihren 33 und 28 Geschossen, meine künftige Arbeitsstätte, in der bereits mehr Fenster erhellt waren, als ich erwartet hatte. Glücklicherweise hatte man mich zuvor genauestens informiert, wie man von der U-Bahnstation zum

Areal gelangte, über Fußgängerbrücken, durch Wohnblöcke und Unterführungen unter der Autobahn hindurch, ansonsten wäre ich an diesem Morgen verloren gewesen und am Mittleren Ring entlanggeirrt, immer das Ziel, die Türme vor Augen, ohne Aussicht, sie je zu erreichen.

Die Büros der CAVERE-Abteilung München-Nord waren im 14. Stockwerk des Ostturmes untergebracht, jene der Zentrale in den 19 Etagen darüber. Während ich das Klingelschild drückte und die beiden Türen mit einem Summen von selbst aufschwangen, las ich fast ausnahmslos die Namen von Vermögens- und Steuerberatern, Anwaltskanzleien und Werbefirmen. Das war die Gesellschaft, der sich CAVERE zugehörig fühlte. So war es in Frankfurt gewesen, so war es auch hier. You think big? We too.

Der Außenlift verfügte über die übliche Notruftaste. Ordnungsgemäß wies das TÜV-Schild das nicht allzu weit zurückliegende Baujahr aus. Sanft und geräuschlos, was auf gewartete Seile schließen ließ, hob sich die Kabine empor. In meinem Taschenspiegel richtete ich meine in Mitleidenschaft gezogene Frisur. Wie immer trug ich Make-up, Puder, Wimperntusche, Lidschatten, Eyeliner und sehr dezenten roten Lippenstift. Ohne Make-up, Puder, Wimperntusche, Lidschatten, Eyeliner und Lippenstift war ich kein Mensch. Kräftig kniff ich mich. Rasch zeigten meine schmerzenden Wangen den gewünschten Effekt, ein gesundes Rosa.

Ohne einen Zwischenfall öffnete sich die Tür zum Halbrund des Empfangsbereichs der CAVERE-Abteilung München-Nord. Die Farben des Unternehmens, Orange-Blau, die in breiten Streifen an den beiden gewölbten Wänden entlangliefen, erinnerten mich an die Flagge eines Landes, dessen Name mir entfallen war. Studien haben bewiesen, dass die Farbkombination Orange-Blau die meisten Menschen in eine positive Stimmung versetzt. Der blaugraue Kurzhaarteppich harmonierte mit der steingrauen Sechser-Ledersitzgruppe vor einem Flachbildfernseher, auf dem das rote Tickerband von »n-tv« lief, sowie mit dem Gelbgrün der Birkenfeige im Topf, die gern mit einem Ficus

verwechselt wird. Daneben die massive und dennoch wie mühelos geschwungene Theke aus Kastanienholz, nicht nur eine Einrichtung, eine Raumlanschaft.

Das Flattern in meinem Brustbereich, das durch das vor einer knappen Stunde eingenommene Trevilor seltsamerweise nicht abgeschwächt, sondern verstärkt worden war, schwand in diesem Moment, und meine Professionalität kehrte zurück. Lächelnd plus festen Schrittes steuerte ich auf die vielleicht 30-jährige, zu dicke Frau im braunen Hosenanzug zu.

»Guten Morgen, Frau Aktan«, las ich vom Namensschild ab und fragte mich, in welchem Verhältnis ihr Migrationshintergrund zur Ethnizität des durchschnittlichen CAVERE-Kunden in München-Nord stand.

»Guten Morgen ... ähm ...«, sie strich sich die langen schwarzen Locken hinter Ohr und versuchte, ihre Irritation zu überspielen, was mir Vergnügen bereitetete. »... der Publikumsverkehr beginnt eigentlich erst um acht.«

»Renate Meißner.« Ich machte eine Pause, um zu sehen, welche Wirkung mein Status auf sie hatte. Keine. »Ich bin Renate Meißner. Die neue stellvertretende Abteilungsleiterin.«

»Stellvertretende ... Abteilungsleiterin?«

»Renate Meißner«, wiederholte ich.

»Das ist ja merkwürdig. Davon ... ähm ... weiß ich ja gar nichts.« Sie blätterte in einem großformatigen Kalender. »Vielleicht ein Stockwerk höher? In der Zentrale ein Stockwerk höher?« Sie griff nach dem Telefon. »Einen Moment. Ich frage mal schnell nach ...« Während sie darauf wartete, dass jemand abhob, starrte sie mir in die Augen.

»Ist hier nicht die Anmeldung für die Abteilung Nord ... Ach so, macht man das oben?« Ich lachte zu laut. Frau Aktan antwortete mir nicht. Sie flüsterte in den Hörer.

Die orange-blauen Streifen. Der Nachrichtensprecher im Fernseher, der zu den Lederstühlen und der Birkenfeige sprach.

Ich versuchte, mir in Erinnerung zu rufen, wie auf der Anzeige im Lift die Vierzehn erschienen war, was mir nicht gelang. Wo war der CA-

VERE-Schriftzug? Der Raum passte für mich mit einem Mal viel besser zu einer Werbefirma als zu einer Versicherung. Eine Aktan ebenso.

»Frau Meißner?« Ein sonorer Bariton aus dem hellen Korridor. Ein knapp 60-jähriger, zwei Köpfe größer als ich, Halbglatze, schwarzer Schnauzer, Brille, im Eilschritt, der Nadelstreifen-Anzug von Benvenuto, darin, drahtig, ein gesunder Mann, Willy Scholz, der Leiter, ich seine Stellvertreterin. 100%ig souverän lächelnd, löste ich mich von der schwitzig-feucht gewordenen Oberfläche der Theke, die mir Halt gegeben hatte.

»Hatte eben Strunk am Apparat.« Er entblößte die geraden weißen Zähne seines Oberkiefers, Brücken oder Implantate, eine schmerzhaft, aber hinsichtlich des täglichen Kundenkontakts sinnvolle Operation, und schüttelte mir die Hand, während er mir auf die rechte Schulter klopfte. Sein Blick, der mich ein, zwei Sekunden länger als üblich maß. »Die Nachbesserung unseres Angebots für die Fitness-Center beim Stadion scheint zu fruchten. Es handelt sich um vier Center.«

Die Empfangsdame, die aufgehört hatte zu existieren, sagte von der Seite: »Das ist mir aber jetzt wirklich unangenehm. Ich war die letzten Tage nicht im Büro, und meine Vertretung hat das vergessen zu notieren. Schön, dass Sie da sind und willkommen bei uns.«

Ich schenkte ihr ein Lächeln, mit dem ich signalisierte, dass ich ihr vergab, obwohl ich in meiner Position auch anders gekonnt hätte. Ich habe ein Herz.

Scholz streckte einladend seinen Arm aus, zum Korridor deutend, und senkte den Kopf, um mir den Vortritt zu lassen. Er trug eine Breitling-Uhr. »Wollen wir?«

Ich überlegte, ob ich auf sein Gesprächsangebot zu Strunk, dem Inhaber der Fitness-Center-Kette, ich hatte mich umgehört, eingehen sollte, war aber dann überzeugt, dass es sich empfahl, abzuwarten, bis ich mein Gegenüber besser einschätzen konnte. Scholz roch nach Fuel, dem neuen Diesel-Duft, erinnere ich mich richtig.

»Führe Sie mal ein wenig rum. Ist eigentlich, wie gesagt, was die

Orientierung betrifft, ganz simpel hier. Rechts die Vermittler, gegenüber davon das Großraumbüro mit den Schadensregulierern ...«

Er hätte ebenso sagen können: »Sie werden sehen, Ihre Strafversetzung, ich nenne das mal so, von Frankfurt nach München wird auch etwas Gutes haben. Stellvertretende Abteilungsleiterin ist doch auch nicht übel, noch dazu eine Beförderung. Na, wir werden schon gut miteinander auskommen, meinen Sie nicht?« Oder Ähnliches. Er hätte mich als Mensch abgeholt, plus es wäre aus der Welt gewesen. Letztlich war es allerdings positiv zu werten, dass er die Umstände meines Hierseins nicht offen ansprach. Das erlaubte die Konzentration aufs Wesentliche.

Dachte er: »Die ist es also. So sieht die also aus. Naja, ganz appetitlich. Die hat also der Walter Albrecht vernascht. Nur: Der hat sich für seine Frau entschieden, und jetzt knallt der mir seine Ex-Gespielin vor den Latz. Ob die überhaupt das Zeug hat zur SV?« Sollten ihm derartige Gedanken tatsächlich durch den Kopf gegangen sein, gebrauchte er dann das Wort »vernaschen«, »vögeln« oder »schnackeln«, oder war er letztlich so durchweg korrekt, dass er, nur für sich, mit seinem fränkischen Dialekt, den Ausdruck »etwas mit jemandem haben« verwendete?

»12 SBs, oder?«, ergänzte ich.

»Ganz richtig.« Er schaute erfreut, als hätte ich ihm soeben eine gute Nachricht überbracht. »Ich sehe, Sie sind im Bilde.« Vor der geöffneten Tür zu einem dunklen Zimmer: »Ihre Kollegen von der Vermittlung. Hier Martin Luckner«, vor der geschlossenen Tür daneben, »Serdar Koban ...«. Glücklicherweise war ich die einzige Frau unter den CA-VERE-Nord-Vermittlern. In Frankfurt hatte vor drei Jahren eine jüngere Kollegin das Team verstärkt, wie man so sagt. Tamara Kretschmann. Vom Zeitpunkt ihres Eintreffens an rückte ich aus dem Fokus meiner männlichen Mitarbeiter. Deren Blick richtete sich, gingen wir beide auf dem Korridor an ihnen vorbei, nicht mehr allein auf mich, sondern wanderte unfreiwillig auf die Gesichts- bzw. Brust- bzw. Gesäß-Region meiner Kollegin direkt neben mir. Bald schon hatte der

Frankfurter Leiter die Tendenz, Tamara Kretschmann diejenigen potentiellen männlichen Kunden anzuvertrauen, deren Nicht-Akquise für das Unternehmen schmerzhaft gewesen wäre. Anfangs unterschätzte ich diese Entwicklung – ich bin eine Gegnerin der Stutenbissigkeit –, nur um erkennen zu müssen, dass die Gegenmaßnahmen, die ich schließlich ergriff, um zu punkten – Mehrarbeit, Kreativkonzepte, Veränderung des Erscheinungsbildes –, kaum die gewünschte Wirkung hatten. »... und hier unser Dienstältester.«

Ich las »Rolf Katzer« auf dem Schild neben einem Büro mit der Nummer 1407, das vollkommen leergeräumt war. Lediglich in der Mitte ein weißer Schreibtisch, hinter dem ein Mann kniete. Als er uns hörte, erhob er sich, ein Hüne, einen Schraubenzieher in der Hand, die neue Krawatte ruhte auf dem äußersten Punkt seines birnenförmigen Bauchs. Gelblich-braune Gesichtshaut, Falten, Kettenraucher. Ich gab ihm noch vier, maximal sechs Jahre.

Obwohl ich sofort Gernot Lindinger, den vierten München-Nord-Vermittler, von der CAVERE-Homepage erkannte, tat ich erstaunt: »Herr Katzer?« Scholz blies amüsiert Luft durch die Nase, direkt im Anschluss auch der Dienstälteste, ein seltsames Ventil-Geräusch-Echo. »Um Gottes willen, bloß nicht. Ich heiße Lindinger. Seit 20 Jahren Vermittler dieser schönen Firma hier.« Auffallend, wie er »schön« betonte, ohne dass auszumachen war, ob er das ironisch meinte. Seine Kurzatmigkeit nötigte ihn, zwischen den Wörtern Pausen einzulegen. Ansonsten eine Stimme, die sicherlich früher eindrucksvoll sowohl in allgemeines Gelächter mit einfallen wie Untergeordnete zurechtweisen hatte können, nun aber rachitisch belegt und brüchig Lindingers desolaten körperlichen Zustand offenbarte. Möglich, dass Lindinger und der mir unbekannt Katzer aus welchen Gründen auch immer an diesem Tag ihre Büros tauschten. Man würde mich im Lauf des Tages über den neuen Kollegen aufklären, wahrscheinlich eine kurzfristige Verstärkung unseres Teams.

Als der Dienstälteste begann: »Und Sie sind also die Neue hier? Die, die's richten soll, was? Na, ich kann Ihnen gerne erzählen, wie das hier

so läuft ...«, unterbrach ihn Scholz: »Ist schon gut, Gernot. Lass Frau Meißner doch erst einmal ankommen, bevor du sie hier zwischen Tür und Angel überfällst«, und tippte mir sanft an die Schulter, um mich zum Weitergehen aufzufordern. Er zwinkerte nervös.

»Schönen Tag noch! Und vielleicht bis später!« Lindingers Stimme in unserem Rücken, die »schön« ebenso wie »später« zweideutig betonte. Draußen im Korridor drehten wir um, ohne das Ende erreicht zu haben. An den Wänden hingen großformatige Fotos von Gruppen gutgekleideter Menschen während eines Empfangs oder einer Vernissage, die an Stehtischen miteinander plauderten. Es konnte sich auch um Kunst handeln.

»Wir fahren noch schnell zum Chef von dem Ganzen, solange der im Haus ist. Lause. Danach zeige ich Ihnen Ihr Büro. Die Zentrale der CAVERE-Bayern ist ja über uns, wie Sie wissen.«

Unvermittelt hatte Scholz begonnen, imaginäre Fussel von seinem Jackett zu wischen, was darauf schließen ließ, dass ihm die Themen Zentrale und Lause nicht 100%ig angenehm waren.

Das Büro des Vorstands im 32. Stockwerk wirkte durch die Panoramafenster noch größer, als es tatsächlich war. Ein Schreibtisch aus hellgrauem Stein, nicht Marmor, mit einem Flatscreen und einem Telefon darauf, zwei Stühle davor, ein Schrank mit Handwörterbüchern und zwei Statuen, wahrscheinlich aus Stahl, organisch, schneckengehäuse- oder ohrmuschelartig, ansonsten Weite, Leere. Die Macht zeigt sich in den verhältnismäßig riesigen Zwischenräumen zwischen den wenigen Objekten, dachte ich, als uns die Sekretärin im Bleistiftrock die Tür aufhielt und wir eintraten.

Lause war hager, circa ebenso alt wie ich und ebenso groß wie ich mit Absätzen. Er trug eine Omega-Uhr. Als Willy Scholz zwischen mir und Lause bei jedem Satz, mit dem er mich vorstellte, auf und ab wippte, Lause mit seinem klaren blauen Blick mich zwei, drei Sekunden länger als üblich maß und ich spürte, wie sich eine Angst-Kuppel um Scholz aufbaute, wie er mit den verschränkten Armen zuckte, 20 Jahre älter als der Vorstand, diesem körperlich deutlich überlegen,

aber bei jeder Konferenz, bei jeder Bitte um eine finale Absegnung konfrontiert mit der Tatsache: Ich habe es nicht so weit gebracht wie du, da versuchte ich meinen eigenen professionellen Modus zu wahren, indem ich, wie ich es hin und wieder, einfach so zum Vergnügen und zur Übung tat, taxierte. Wie viel waren die Leben der beiden Männer vor mir wert? In Beziehung zu setzen war die durchschnittliche Lebenserwartung eines deutschen Mannes im Herbst 2008 mit dessen hierarchischer Position und den damit einhergehenden gesundheitlichen Risiken plus den bislang geleisteten Beitragszahlungen, wobei vorauszusetzen war, dass eine höhere hierarchische Position einen umfassenderen Versicherungsschutz und damit auch eine höhere Police bedingte. Unter Berücksichtigung, dass Lause seine Position nicht länger als fünf Jahre innehatte und somit auch erst in diesem Zeitraum einen umfassenderen Versicherungsschutz in Anspruch nahm, lag der Wert Willy Scholz' im sechsstelligen Bereich, der des Vorstands aber deutlich darunter. Ich beeilte mich, beiden zu versichern, wie sehr es mich freue, dass und so weiter.

Auf der Fahrt zurück besaß Scholz' Haltung nichts Legeres mehr, er wirkte erschöpft. Zur Chromwand gegenüber flüsterte er: »So. Jetzt kennen Sie also auch den Vorstand. Guter Mann. Wir hoffen hier ja alle, dass er den Laden wieder flott kriegt. Sind ja sicher mit den Quartalszahlen vertraut. Dabei ist das nicht einmal *unsere* Schuld. *Wir* sind es, die die Gewinne einfahren. München fährt Gewinne ein. Und Frankfurt verzockt sie ... Wie gesagt, das Aktuariat dort.« Er schüttelte den Kopf und machte eine Pause. »Bitte löschen, was ich eben gesagt habe.« Es mochte Zufall sein, dass er mich bei dem Wort »löschen« anblickte, und ich glaubte, durch seine Brille und seine enttäuschten braunen Augen hindurch in seine Seele, was immer man sich darunter vorstellen mag, blicken zu können.

»Schaffen das natürlich. Wäre ja gelacht, noch dazu jetzt, wo Sie bei uns sind, meinen Sie nicht?« Plötzlich klangen seine Sätze wieder sonor. Wir schritten durch den Empfang, er mit durchgedrücktem Kreuz, federnd, wie zuvor. Indem Scholz eben absichtlich im Lift

»Machen wir's doch so, Herr Utz: Ich faxe Ihnen in, sagen wir, einer halben Stunde den Vertrag, Sie schauen sich das alles noch einmal ganz in Ruhe an, und wenn Sie Fragen haben, melden Sie sich einfach bei mir, und dann sehen wir uns zum Vertragsabschluss noch einmal hier, Herr Utz, würde ich sagen, ja?«

Nach dem Telefonat stand ich lange am Fenster und beobachtete, wie unten auf der Plaza eine Raucherin die Zigarette zum Mund führte, den Rauch ausatmete, ihre Schuhe betrachtete, sich nach etwas auf dem Boden bückte, wieder aufstand, die Zigarette zum Mund führte und so weiter. Danach schrieb ich Scholz, der sich möglicherweise nebenan in seinem Büro aufhielt, er war nicht zu hören, eine kurze E-Mail, dass wir, ich schrieb »wir«, Utz als Kunden gewonnen hätten.

An jenem Donnerstag- oder Freitagabend blies auf dem Nachhauseweg ein warmer Fallwind in großer Geschwindigkeit die Alpen herunter und über das Vorland bis nach München. Im Licht der Stadt schimmerten die Wolken über mir magentafarben.

»Haben Sie die langen Hackfressen von denen gesehen, als sie um Hilfe bitten mussten?« Die Stimme gehörte einem der Thomasse oder Stefans aus der EDV, nahezu die Hälfte – ein Schätzwert – aller Mitarbeiter dort hieß so. »Deren Tage sind ja jetzt wohl gezählt, würde ich sagen ...« Der Thomasstefan schaute in die Richtung der Sparkasse, an der wir gerade vorbeigingen.

»Die Leute werden umdenken, da bin ich mir ziemlich sicher«, sagte ich. »Ethik wird wieder eine Rolle spielen. Aufrichtigkeit wird wieder eine Rolle spielen. Das ist so eine Art Neuanfang ... In gewisser Weise wie '89 ...« Ich achtete nicht mehr auf den Thomasstefan; es war, als spräche ich zu mir selbst. Möglich, dass ich die Unterhaltung auf meinem Nachhauseweg auch nur als inneres Zwiegespräch führte.

An jenem Abend des Freitags der 44. KW oder an einem anderen

Abend in diesen Wochen überlegte ich in der Tram kurz, ob es sinnvoll wäre, die kleine Erbschaft, die mir meine Mutter hinterlassen hatte und die ich auf meinem Girokonto geparkt hatte, in Gold zu investieren. Von dem Gedanken, dass im schlimmsten Fall, dessen Eintrittswahrscheinlichkeit nicht niedrig erschien, all das, wofür sie Jahrzehnte lang gearbeitet hatte, mit einem Schlag nicht einmal den Wert eines gebrauchten Kleinwagens oder eines 14-tägigen Lanzarote-Club-Urlaubs besaß, wurde mir schwindlig. Die Models auf den Reklamen in den weihnachtlich geschmückten Auslagen, die an der Tram vorüberzogen, blickten den Betrachter aus einer innerhalb weniger Tage in weite Ferne gerückten Zeit an, einer anderen Epoche. Nachdem ich zu Hause die sieben weißen Lyrica-Tabletten neben mir in genau gleichen Abständen auf dem Parkettboden aufgereiht hatte,



schaltete ich, einen Caesar-Salad auf dem Schoß, den Sony ein, den mir Walter im letzten Januar geschenkt hatte. Erneut musste ich feststellen, dass ich immer genau dann fernsah, wenn die Programmgestalter von einem grundweg anders gestrickten Durchschnittszuschauer ausgingen, der Comedy oder Action erwartete. Bei der Meldung vom Erdbeben in Nordpakistan in den Spätnachrichten verharrte ich kurz mit der Gabel vor dem geöffneten Mund; doch als mir klarwurde, dass es sich höchstens um eine M-Klasse-Katastrophe handelte, die keinerlei Auswirkungen auf die Versicherungsgeschäfte hierzulande haben würde – keiner meiner Kunden besaß Liegenschaften in Pakistan –, aß ich meinen Caesar-Salad fertig. Hinzu kam, dass die Aufnahmen von minderer Qualität waren, die Szenen der in Trümmern scharrenden Pakistani austauschbar. Bei all dem hätte es sich auch um Wiederholungen von vor Jahren gedrehten Bildern des Irakkrieges handeln können. Ich versuchte, mich in eine Frau meines Alters einzufühlen, die sich, in eine Burka gehüllt, klagend mit den Händen auf die Brust schlug und dabei gellende Laute ausstieß. Mir war ihre aussichtslose Situation bewusst. Nichtsdestotrotz war es mir unmöglich, eine emotionale Verbindung zu ihr herzustellen. Ich schaltete um. Eine geringfügig stärkere Wirkung auf mich hatten die um Fassung ringenden Politiker und die in der Schlange vor den Kondolenzbüchern in Tränen ausbrechenden Bewohner Klagenfurts, die den Unfalltod Jörg Haiders in ihrem mir lieben österreichischen Tonfall betrauertem. Am Ende, es mochte Mitternacht sein, der Abschluss mit Utz und das Telefonat wollten mir nicht aus dem Kopf, suchte ich aus meinem DVD-Mäppchen jenen Silberling heraus, den mir Walter einmal auf meine wiederholte Bitte hin gebrannt hatte. Der Anblick singulärer XXL-Katastrophen der vergangenen, sagen wir, 25 Jahre, ließ mich normalerweise zur Ruhe kommen. Nummer 1: der 11. September, Nummer 2: der Tsunami von 2004, Nummer 3: Hurrikan Katrina, Nummer 4: der Zweite Irakkrieg und so weiter. Hin und wieder erinnern mich die Bilder schlimmster Ereignisse an jene Momente, in denen ich von ihnen zum ersten Mal erfahren hatte,

ungläubig, von ungewohnter Erregung gepackt, vor dem Fernseher mit Lisa, mit meiner Mutter, meinen Brüdern telefonierend oder mit Menschen, mit denen ich sonst kaum je privat Kontakt habe, den Arbeitskollegen etwa. Am Nachmittag des 11. September 2001, an dem ich aus irgendeinem Grund zu Hause war, läutete es – das World Trade Center rauchte bereits, war aber noch nicht eingestürzt – an der Tür meiner Frankfurter Wohnung. Ein Mann im Anzug stand davor und bat, bei mir fernsehen zu dürfen, er komme gerade von der Arbeit, wohne in Hanau, wolle aber jetzt nur eines, fernsehen. Die folgenden Stunden verbrachten wir nebeneinander auf meiner Couch, tauschten Theorien aus, wer hinter den Anschlägen steckte, was nun werde et cetera, lachten, schwiegen, einmal wischte sich der Mann eine Träne von der Wange, ganz ohne Scham, direkt neben mir. Am Abend verabschiedete er sich, bedankte sich erneut, wir umarmten uns. Von der einen auf die andere Sekunde verliert an solchen Tagen alles, was mir bis dahin als unverzichtbarer Bestandteil meines Lebens erschienen ist, seine Bedeutung. Es ist, als wäre die Gravitation und mit ihr das Gesetz der Wahrscheinlichkeit außer Kraft gesetzt. Was die Zukunft bringt, was morgen oder übermorgen sein wird, ist offen.



An diesem Freitag- oder Samstagabend entschied ich mich für das 9/11-Kapitel auf Walters DVD. Zu Beginn des neuen Jahrtausends war ich, ehrlich gesagt, ein wenig enttäuscht gewesen, dass sich das erste Jahr des neuen Millenniums so rein gar nicht von jenem davor zu unterscheiden schien. Jahrelang hatten wir auf das Datum 2000 hin gelebt. Aber als die großen Partys vorüber waren und die Monate ohne nennenswerte Ereignisse verstrichen, schien es mir plötzlich, als lebten wir von nun an in endloser Gegenwart, als sei die Zukunft verschwunden. Nicht nur mir, denke ich, kam deshalb jener strahlende Septembertag wie die nachträgliche Einlösung eines Versprechens auf etwas Großes, Erschütterndes vor.

Und so kam es, dass ich an diesem Abend auf meiner Matratze, die leere Salatschale neben mir, die der Fernseher bläulich, wie von innen heraus, schimmern ließ, kurzzeitig den Wunsch nach einem neuen, noch spektakuläreren Unheil verspürte, das alles stillstehen lassen würde.

Am Montagvormittag der 45. KW stand ich am schalldichten Fenster meines Büros und blickte auf die Plaza unter mir. In der Ferne der Müllberg mit dem Windrad. Wahrscheinlich verrotteten dort nun auch die Mülltüten meiner Putzaktion. Zu meiner Überraschung fand ich mich vor dem Kaffeeautomaten wieder, aus dem ich mir einen Espresso herausließ, obwohl ich nie Espresso trinke. Im Vorübergehen achtete ich auf die Abfalleimer, um festzustellen, ob sich darin Pfandflaschen befänden. Auf der Damentoilette betrachtete ich mich im Spiegel. Aus den Kabinen strömte weihnachtlicher Duft. Das weiße Toilettenpapier war durch eines mit Rentier- und Weihnachtssternaufdruck ersetzt worden, das, als ich es an die Nase hielt, nach Zimt roch. Ich sah es als gesichert an, dass der zweifellos kostenintensive Einsatz von bedrucktem plus parfümiertem Toilettenpapier nur durch eine Studie gerechtfertigt sein konnte, die bewies, dass sein Gebrauch Kunden abschlussfreudiger und Mitarbeiter effektiver werden ließ. Ich

mich auf Szenen aus einem Hardcore-Film, den ich mir einmal nach der Trennung von Walter angesehen hatte. Nackte schwarze und weiße Männer mit Ketten um den Hals, die von schwarzen und weißen nackten Frauen in Stiefeln mit 10-cm-Absätzen gewürgt wurden; nackte Frauen mit Ketten um den Hals, die auf allen Vieren krochen, ihren eingecremten und vollkommen zellulitisfreien Arsch in die Höhe streckten und darum bettelten, mit auf dem harten Betonboden gefalteten Händen, endlich gebumst zu werden. Andere Bilder schoben sich vor, eine Kundensituation vom Vortag in meinem Büro, die Weltkarte des Desaster Monopolys, meine Konzentration ließ nach. Mechanisch rieben meine Finger weiter.

Ich kam nicht, fühlte mich aber trotzdem einigermaßen befriedigt, zumindest befriedigter als zuvor. Anders als Lisa hatte ich sehr selten einen Orgasmus, ich bin da ganz ehrlich. Wenn man es genau nimmt, erlebte ich bisher nur Orgasmus-ähnliche Zustände, die sich aber für Menschen wie Lisa nicht als Orgasmus qualifizieren würden. Einmal mit Walter, wobei ich mich jedoch gleichzeitig selbst befriedigte. Ich halte den G-Punkt für eine Erfindung. Ich halte multiple Orgasmen für eine Erfindung. Ich halte Life Changing Sex für eine Erfindung. Wenige Sekunden später war ich eingeschlafen.

Die durchschnittliche deutsche Frau, die in den 1960ern geboren wurde und berufstätig ist, geht in ihrem Leben insgesamt 14 560 Stunden einkaufen und sitzt 864 Stunden beim Friseur. 67 Stunden hat sie Platzangst, 107 Stunden Angst, sich beim Barfußgehen einen Splitter oder eine Scherbe einzuziehen, 162 Stunden Angst vor Spinnen und anderen Tieren, 278 Stunden hat sie Angst davor, sich Fettflecken auf ihr Kleid zu machen. 304 Stunden hat sie Angst davor, dass jemand merkt, dass sie gefurzt hat, 340 Stunden Angst vor Haarausfall, 365 Stunden Angst davor, dass ihre Frisur nicht sitzt. 420 Stunden hat sie Angst, schwanger zu sein, 422 Stunden davor, dass das Bügeleisen oder der Herd nicht ausgeschaltet sind. 432 Stunden hat sie Angst, das falsche

Geschenk besorgt zu haben, 588 Stunden hat sie Angst davor, Krebs zu bekommen, 645 Stunden Angst, sich zu verspäten, 827 Stunden Angst vor einem Verkehrsunfall. Die durchschnittliche deutsche Frau, die in den 1960ern geboren wurde und berufstätig ist, hat 945 Stunden Angst davor, keinen Job zu finden oder ihren Job zu verlieren, 976 Stunden hat sie Angst, keine Kinder bekommen zu können, 1002 Stunden hat sie Angst davor, allein zu sein oder zu bleiben, 2190 Stunden hat sie Angst zu stürzen. 2666 Stunden hat sie Angst vor einer Erkältung, 4899 Stunden Angst davor, dass ihrem Kind etwas passieren könnte, 5361 Stunden, zu dick zu sein oder zu werden. Circa 14 559 Stunden in ihrem Leben hat sie Angst vor dem Tod.

Es lässt sich nicht mehr 100%ig rekonstruieren, ob sich die eben geschilderten Ereignisse am 23. November, Totensonntag, oder an einem anderen Wochenende der zweiten Novemberhälfte zutrug. Private Termine hielt ich damals nur selten im Kalender meines Blackberrys fest. Sicher ist aber, dass für Montag, den 24. November 2008, mein Meeting mit Willy Scholz in Sachen Sofja Wasserkind angesetzt war. Ich sehe mich noch an diesem Morgen in meinem Büro sitzen und meine Unterlagen sortieren. Ich hatte alle Lichter im Zimmer angeschaltet, da sich die Rollläden vollkommen heruntergefahren hatten, obwohl draußen ein diesiger Wintertag war. Seit ein paar Tagen hatten wir auf unserer Etage Probleme mit der Elektronik. Von einem Moment auf den anderen hatte Mitte November das System fehlerhaft zu arbeiten begonnen. Bei mir gab es ein Problem mit den Rollläden. Mal schlossen sie sich plötzlich, ohne erkennbaren Grund, so dass es stockdunkel wurde; mal ruckelten sie gemütlich herunter, alle fünf Minuten einen Zentimeter. Wenig später hatte es an meiner Tür geklopft, und Willy Scholz war in meinem Zimmer gestanden, im bloßen Hemd, Schweißflecken unter den Achseln.

»Seh' schon: Bei dir sind's die Jalousien«, rief er. Sein Gesicht war klatschnass. Das Haar klebte ihm im Nacken.

wollte etwas sagen, schaute dann wieder auf seine Uhr, wobei er irgendetwas auf Russisch murmelte. Schließlich fragte er nach dem Namen des Vermittlers bei CAVERE, an den er sich nun wenden solle. Beim Verlassen des Zimmers warf ich noch einen Blick auf die Chaiselongue. Und für einen Augenblick durchzuckte es mich, als ich sah, dass sie verschwunden war.

In scheinbar großer Eile führte Medow mich dann zu seinem Wagen und fuhr mich wortlos zurück. Ich hatte solche Situationen schon mehrfach erlebt und wusste, dass ich aufgehört hatte, für ihn zu existieren. Allerdings achtete auch ich gar nicht mehr auf ihn. Eigentlich hätte die Situation eine ganze Palette von emotionalen Reaktionen erfordert: Scham, Verzweiflung, vielleicht Wut. Doch zu meiner großen Verwunderung stellte ich fest, dass ich etwas fühlte, das ich in dieser Form noch nicht oder schon sehr, sehr lange nicht mehr erlebt hatte. Glück, wenn ich ganz ehrlich bin. Ich hätte lachen und heulen können. Ich schaute auf die verschneiten Felder, in den blauen Himmel. Es war vollkommen unklar, was ich nun tun sollte, was man nun tat.

Am selben Tag zog ich vom Mars-Hotel in eine kleine Pension namens »Nadezda« am Stadtrand um, die mir der Concierge empfohlen hatte. Seitdem habe ich nichts mehr von Medow gehört. Meinen Brüdern erklärte ich in einer Konferenzschaltung, dass ich meinen Job verloren hätte und mir eine Auszeit in Samara nehmen würde. Ich fragte sie, ob sie wussten, dass Oma gar nicht bei jenem Autounfall ums Leben gekommen sei, sondern bis in die 80er mit unserer Mutter in Kontakt gestanden habe. Nach einer kurzen Pause sagte Erich: »Ach so. Das. Du nicht?« Mutti hätte es Erwin und ihm erzählt, kurz bevor sie starb. Sie hätten beschlossen, über »diese Sache« mit mir erst einmal nicht zu sprechen, da sie davon ausgegangen waren, dass ich es ohnehin von Mutti erfahren und es mich nach den »aufregenden letzten Monaten« emotional zu sehr aufgewühlt hätte. Nachforschungen, was aus unserer Oma geworden sei, hätten sie nicht angestellt. Man könne ja sowieso nichts mehr ungeschehen machen. Vielleicht lebe sie ja sogar

noch irgendwo, wer wisse das schon. Und wen kümmere das schon. Von meinem Verdacht, der sich dann als falsch erwies, erzählte ich nichts. Zum Abschied sagte Erich: »Gib Bescheid, wenn du wieder zurück bist, wenn du wieder da bist.« Erwin sagte: »Ja.« Es war deutlich, dass Gemeintes und Gesagtes übereinstimmten.

Drei-, viermal erschien auf dem Display meines Blackberrys noch die Nummer von CAVERE mit einer mir unbekanntem Durchwahl. Anfang Januar rief Willy an, um mir die Nachricht von Martins Selbstmord zu überbringen. Er schien gefasst, sprach von der Option des vorgezogenen Ruhestands, der für ihn eventuell auch positive Seiten hätte. Lisa schickte mir eine SMS. »FOF?« Ich habe ihr nicht geantwortet. Ich glaube, ich werde mich mit ihr treffen, sobald ich wieder in München bin. Dann wird sich zeigen, ob und wie es mit uns weitergeht.

Ich habe hier, im kleinen Zimmer der Pension, damit begonnen, schriftlich Licht in dieses vergangene Jahr zu bringen – was geschehen ist, was mit mir geschehen ist. Es lenkt mich ab. Es bereitet mir Freude. Ich überlege, nach einer gründlichen Überarbeitung versteht sich, die vorliegenden Aufzeichnungen an Frau Wasserkind zu schicken, die ja wissen wollte, wer ich sei, wenn auch aus einem Grund, der nun nicht mehr existiert.

Ich trage einen dicken Männerpullover mit Zickzackmuster und eine Jeans ohne Label, die ich mir in der Innenstadt gekauft habe. Der einzige Heizkörper in meinem Zimmer, das sehr schlicht eingerichtet und in hellem Holz gehalten ist, kommt gegen die Kälte draußen kaum an.

Heute ist der 16. Januar 2009, ein Freitag, 10 Uhr 44. Ich sitze an meinem Tisch und blicke von den Blättern des Blockes auf, den ich die letzten Wochen bekritzelt habe. Zuerst war es ungewohnt, wieder mit der Hand zu schreiben. Einen Laptop will ich mir hier nicht kaufen, da ich nicht weiß, was die Zukunft bringt. Ich versuche hauszuhalten. Die Mine des Kugelschreibers hat sich auf die Papierseiten, die ich als Unterlage benutze, durchgedrückt. Dort stehen jetzt die Sätze ein

zweites und drittes Mal, immer undeutlicher, bis sie nurmehr Striche und Punkte sind, die nichts bedeuten.

Es geschieht immer öfter, dass ich mich in der nahen Zukunft sehe, und ich gestatte mir das. Ich sitze auf einer Wiese. Es ist Sommer. Ich betrachte das Gras in seinen Grüntönen. Ich höre die Insekten, die Menschen, die um mich herum halbnackt auf Handtüchern liegen und sich unterhalten. Ich sitze auf der Wiese ohne einen bestimmten Grund. Oder ich esse. Ein Steak, Kartoffeln, Bohnen. Ich achte nicht auf die Kalorien, ich achte darauf, wie die Fasern des Fleisches von meinen Zähnen zerbissen werden, wie meine Zunge die Bohnen in meinem Mund hin und her wendet, der Geschmack der Kartoffeln, mehlig, buttrig. Oder ich gehe durch eine größere Stadt. Ich überquere befahrene Straßen, schaue mir Auslagen an, beobachte Passanten. Ich habe kein Ziel. Das Gehen allein genügt mir. Oder ich treffe einen Mann. Er durchschaut mich, ich durchschaue ihn. Ich liebe den Menschen, den ich sehe. Alles an ihm. Trotz allem. Er liebt den Menschen, den er sieht. Alles an ihm. Trotz allem. Von da an gibt es ein Leben davor und danach. Das davor ergab nur manchmal Sinn. Das danach ergibt häufig Sinn.

Mit größter Wahrscheinlichkeit werde ich das Jahr 2067, das Jahr meines hundertsten Geburtstags, nicht mehr erleben. Die Weltbevölkerung wird im Jahr 2011 sieben Milliarden betragen; im Jahr 2050 neun Milliarden. 2010 wird die nächste Fußballweltmeisterschaft ausgetragen werden. Bis Ende desselben Jahres steht Deutschland die Rezession bevor. 2013 wird die nächste Bundestagswahl stattfinden. Bis 2025 wird es nur mehr 1,5 Millionen Arbeitslose in Deutschland geben. Bis 2040 wird der Nordpol geschmolzen sein. Venedig wird untergegangen sein. Shanghai wird untergegangen sein. New York wird untergegangen sein. Die Lebenserwartung eines im Jahre 2008 geborenen deutschen Mädchens beträgt 76,9 Jahre. Pro Sekunde sterben 1,75 Menschen, 3 Menschen werden pro Sekunde geboren. Meine Mutter starb mit 64. Nehme ich ihre Gene und ihr Sterbealter als Richtwert, so bleiben mir noch mindestens 22 Jahre.

Ich habe mir vorgenommen, ein Konzept für die nächsten Wochen zu erstellen. Ein Blatt, auf dem ich diejenigen Personen auflisten werde, mit denen ich zu Hause reden sollte, wichtige Firmen, Deadlines, liegt neben meinem Manuskript. Es ist noch weiß. Unter mir, vor meinem Fenster, erstreckt sich ein zugeschnittenes Feld. Ich glaube, ich werde jetzt erst einmal für heute den Stift beiseitelegen, mich warm einmummeln, wie meine Mutter das immer nannte, die Treppe hinuntersteigen und über die Straße gehen, in den Wald hinein. Schon in ein paar Minuten werde ich Schritt für Schritt meine Spuren auf dem Feld hinterlassen haben. In den letzten Tagen habe ich mich manchmal ins Dickicht gehockt. Während die Stämme der Bäume unter der Last des Schnees schwanken und im Wind knarzen, ist vom Sturm zwischen dem Reisig, hinter den Büschen nichts zu spüren. Ja, man kann dort mit geschlossenen Augen sitzen – und glauben, der Frühling stehe vor der Tür. *Vesna*.

